

Die Promotion als Familiengründung

Vortrag auf dem Promovierendentag der Universität Hamburg, 17. März 2015

Prof. Dr. Nora Markard, MA

Meine eigene Promotion ist nun schon ein paar Jahre her; das Thema war der Schutz von Kriegsflüchtlingen im Völker- und Europarecht. Ich habe diese Arbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin geschrieben, unter der Betreuung von Prof. Dr. Susanne Baer, LL.M. Diese Betreuung bestand – zu meiner Zeit, also bevor Prof. Baer Richterin des Bundesverfassungsgerichts wurde – ganz wesentlich aus einem zweiwöchentlichen Forschungscolloquium, an dem alle Doktorandinnen und Doktoranden teilnahmen. Da meine eigene Promotion sich über einen relativ langen Zeitraum (einschließlich des Referendariats) erstreckte, habe ich in diesem Rahmen sehr viele andere Promotionen miterleben können. Mehrere davon habe ich in den letzten Jahren dann auch komplett gelesen, und zum Teil die Verteidigung mit vorbereitet. Aus all diesen Erfahrungen habe ich eine Erkenntnis gewonnen, die ich heute mit Ihnen teilen möchte und die den Titel meines Vortrags bildet: „Die Promotion als Familiengründung“. Im Anschluss möchte ich dann noch einige allgemeinere Dinge ansprechen – zum „Ob“, zur Themenfindung, zur Betreuung und zum Schreiben.

Die Doktormutter / der Doktorvater

Zunächst aber zur Familiengründung. Die direkteste „Familienbeziehung“ werden Sie zu Ihrer Doktormutter oder Ihrem Doktorvater haben. Regelmäßig werden Sie sich erst ein Thema ausdenken – manche lassen sich auch eines geben, was ich persönlich nicht empfehlen würde – und sich dann auf die Suche nach einem passenden Betreuer oder einer passenden Betreuerin machen. Das ist ein bisschen wie eine Adoption: Man sucht ein Dach über dem Kopf und Fürsorge bzw. Versorgung, sowohl wissenschaftlich als auch sozial und vielleicht auch (bei einer Stelle) finanziell – und zwar über Jahre, bis man selbst auf eigenen Beinen stehen kann.

Manche lehnen das Wort „Doktormutter“ oder „Doktorvater“ eher ab; es ist ja auch eine komische Vorstellung, wenn man gerade erfolgreich ein Staatsexamen abgelegt und ein ganz eigenes wissenschaftliches Forschungsthema gefunden hat, dass man plötzlich wieder auf die Stellung als „Kind“ zurückgestuft werden soll. Zudem ist der oder die Betreuer_in erst einmal eine fremde Person, zu der man nur ein fachliches Verhältnis hat. Und es ist ja auch nicht so, dass die Betreuungsperson immer unbedingt eine besonders väterliche oder mütterliche Art an den Tag legen wird; über die Jahre kann dieses Verhältnis sehr eng und freundschaftlich werden, es kann (und sollte) jedenfalls professionell und fachlich intensiv sein, es kann aber auch durchaus distanziert sein – man kann sich sogar unsympathisch sein. Allerdings ist das bei echten Eltern ja auch so!

Es ist auch ein durchaus ähnliches Verhältnis von Abhängigkeit und Schutz – auch vor sich selbst –, von Orientierung und Abgrenzung, manchmal auch von Rebellion („Das ist meine Arbeit!“). Die Jahre der Arbeit an der Promotion und der Betreuung sind ein Reifungsprozess auf dem Weg ins eigene „Erwachsensein“, bzw. das eigene Wissenschaftler_in-Sein. In dieser Zeit fällt übrigens auch das eigene Verhalten auf den Doktorvater oder die Doktormutter zurück; was Sie öffentlich tun oder sagen, positiv oder negativ, kann – wie bei den Eltern – Ihrer Betreuungsperson zugetragen werden und zu Lob, aber auch zu Ärger führen.

Und schließlich: Man ist nicht immer einer Meinung, wann es Zeit ist auszuziehen – und das kann in beide Richtungen gehen: Sie sollen früher als sie wollen, oder Sie wollen früher als Sie sollen...

Das Verhältnis zur Doktormutter oder zum Doktorvater kann in Einzelfällen auch wirklich schwierig sein. Ebenso wie Eltern wollen Betreuungspersonen manchmal, dass Sie genauso werden wie sie, glauben zu wissen, was für Sie am besten ist, oder halten Sie am Gängelband, obwohl Sie andere Vorstellungen haben, und lassen Ihren eigenen Ideen keinen Raum. Vielleicht fühlen Sie sich unverstanden, überfordert, schlecht behandelt. Oder die Betreuungsperson kümmert sich einfach gar nicht um Sie, sondern interessiert sich nur für ihr eigenes Forscherleben. In solchen Fällen sollten Sie sich Rat bei anderen holen und das Gespräch suchen, vielleicht sogar eine „Pflegefamilie“ finden; aber die Präferenz sollte immer sein, das zu klären. Im Extremfall kann es zwar für alle das beste sein, wenn Sie früher ausziehen und sich von jemand anderem adoptieren lassen. Doch mit den Eltern zu brechen kostet viel Kraft und hinterlässt auf beiden Seiten Narben; eine solche Trennung sollte die *ultima ratio* sein.

Die akademische Familie

Sie werden aber schnell feststellen, dass der Doktorvater oder die Doktormutter nicht das einzige neue Familienmitglied ist, das Sie hinzugewinnen werden. Und das ist auch gut so, denn die Promotionszeit ist eine sehr intensive Zeit, die man besser nicht allein verbringt. Es gibt viele Foren, in denen Sie „Geschwister“ finden können: die Forschungscolloquien Ihrer Betreuungsperson, aber auch Stiftungsseminare, selbst gegründete Lese- und Arbeitskreise, oder unter den Kolleginnen und Kollegen an der Fakultät.

In der Promotionsphase, werden Sie merken, sitzen alle in einem Boot, alle kämpfen mit denselben Problemen, und keine_r kann es ganz allein schaffen. So eine Schicksalsgemeinschaft schweißt zusammen. In diesen Zusammenhängen finden Sie wichtigen Rat und Kritik. Niemand wird je soviel von Ihnen lesen wie Ihre Doktorgeschwister – jedenfalls ist es, soweit ich höre, leider selten, dass der Doktorvater oder die Doktormutter vor der Abgabe sehr viel liest. Die Doktorgeschwister spenden Trost und teilen auch gemeinsame Freude. In diesem Verhältnis kann eine ungeheure Loyalität und Verbundenheit entstehen. Niemand sonst kennt Sie und Ihre Arbeit so gut wie Ihre Doktorgeschwister – denn die sehen auch die Entwürfe, kennen die Krisen und hören sich die Selbstzweifel an, die Sie der Doktormutter oder dem Doktorvater vorenthalten.

Und natürlich gibt es oft, wie bei den Eltern auch, so etwas wie die gemeinsame Hassliebe der „Doktorgeschwister“ zum Doktorvater oder der Doktormutter. So eine intensive Beziehung kann anstrengend sein, und es ist sehr wichtig, diesen Stress gemeinsam verarbeiten zu können, und auch einmal gemeinsam lachen zu können.

Allerdings kann es natürlich auch mit Doktorgeschwistern Konflikte geben, z.B. wenn eine_r zur „dunklen Seite der Macht“ überwechselt – sich etwa einer konkurrierenden Schule anschließt oder mit Institutionen kooperiert, die Sie kritisch sehen – oder Ihr persönliches Vertrauen enttäuscht: aber man kann sich seine Familie manchmal eben nicht aussuchen...

Die Promotion als Geburt

Kommen wir zum letzten Akt der Familiengründung, denn irgendwann ist es Zeit, die Doktormutter, den Doktorvater zu Großeltern zu machen! Und es ist tatsächlich erstaunlich, wie viele meiner Kolleginnen, aber auch meiner Kollegen die Promotion als Geburt bezeichnen – und zwar nicht nur die, die selbst Kinder haben. Promotion und Geburt haben sicherlich zweierlei gemeinsam: Alle sagen immer nur, was für ein schönes und glückliches Ereignis es ist – und man kann sich kaum vorstellen, wie schmerzhaft es ist, bis man es selbst miterlebt hat!

Doch dazu gleich, denn die Gemeinsamkeiten beginnen schon früher: Man sagt ja auch, dass man „mit einer Frage schwanger geht“, sich also damit trägt, dass man etwas „ausbrütet“. Da wächst etwas in Ihnen, das ist erst so klein, dass man kaum etwas merkt – man hat gute Haut und schöne Haare, ernährt sich gut, freut sich am Wachsen, und man hat das Gefühl, man hat noch ewig lang Zeit. Das ist die Phase der Verliebtheit ins Thema, wo Sie viel lesen und das Thema immer größer und interessanter wird, wo man gar nicht genug darüber reden kann.

Dann fängt es irgendwann an, sich bemerkbar zu machen, auch zu treten. Es nervt, dass man nie etwas trinken darf, dass man immer so früh müde ist und überall hin diesen dicken Bauch, diesen blöden Ballast tragen muss. Es wird beschwerlich – man fängt an, sich zu fragen, wie man das mit Kind eigentlich alles schaffen soll. Das Thema wird lästig, langsam fangen Sie an, Teile wegzulassen, damit es nicht zu groß wird, fangen an sich Sorgen um die Zukunft zu machen. Ihr Sozialleben leidet, und Sie auch, und alle fragen immer nur, wann denn eigentlich der Termin ist.

Und irgendwann muss es einfach raus, es geht nicht mehr. Sie haben es satt, keinen Tag länger mit diesem elenden Projekt! Aber ab dem Zeitpunkt, wo klar ist, dass es jetzt wirklich losgeht, fängt die schlimmste Phase erst an, nämlich die eigentliche Geburt! Pressen, pressen, pressen – das Fertigschreiben, Redigieren, Formatieren, Bibliographieren kostet einen ungeheuren Energieaufwand. Jetzt ist es wichtig, viel Zeit am Stück zu haben, um den ganzen Text vor Augen zu haben; und ich kenne keine_n, der oder die in dieser Phase nicht zumindest eine Zeitlang bis in die Nacht gearbeitet hat.

Gut, wer dann nicht nur warmes Essen vorbeigebracht bekommt, sondern auch auf seine akademische Familie zurückgreifen kann! In meiner letzten Nacht zum Beispiel ging gegen 20 Uhr die Bürotür auf, und zwei Kolleginnen fragten mich: „Was können wir tun?“ Eine andere saß derweil in Bremen und wandelte meine EndNote-Datei in eine ordentliche Literaturliste um. Es hat mir die letzten Nerven gerettet.

Und dann ist sie plötzlich da – plötzlich haben Sie mit Ihrer Dissertation nichts mehr zu tun, sie ist fertig! Die Überarbeitung für die Publikation ist nun schon fast lästig, Sie sind doch eigentlich „durch“ damit. Immerhin gilt es dann noch, die „Geburtsanzeige“ zu schalten: Ihre Promotion bekannt zu machen, sie insbesondere an Fachkolleg_innen zu verschicken. Und ja, es ist aufregend, sein eigenes Buch erstmals in einem Bibliothekskatalog zu finden.

Aber man muss das „Kind“ nun auch gehen lassen lernen; es entwickelt schnell ein Eigenleben, über das Sie ebenso wenig Kontrolle haben werden wie darüber, ob Ihr Kind in der Kita Freund_innen findet. Ihr großes Werk wird rezensiert werden oder nicht, positiv oder negativ, wird zitiert werden oder nicht. Es ist ein plötzlicher Schock festzustellen, wie sehr man sich gezeigt hat; die Promotion ist ja ganz man selbst, man trägt volle Verantwortung für alle Aussagen, für die Qualität der Arbeit insgesamt. Alle können Sie nun sehen – und für immer auf Herz und Nieren testen, ganz einfach durch die Bibliotheksausleihe.

Man muss aber auch wieder sein eigenes Leben finden, ohne Promotion. Sie werden das vom Staatsexamen kennen, plötzlich hat man viel, viel weniger zu tun, muss aber erstmal wieder lernen, wie das geht, weniger zu tun. Aber natürlich stellt sich dann schon bald die Frage: Zweites Kind, ja oder nein? Haben Sie Blut geleckt und können Sie sich die Wissenschaft vorstellen? Oder reicht es jetzt wirklich, und es juckt Sie schon in die Praxis zu gehen?

Warum eigentlich eine Promotion?

Ich habe Ihnen noch einige allgemeine Punkte versprochen. Zunächst fragen Sie sich vielleicht, warum Sie sich diesem Stress eigentlich aussetzen sollen. Dazu vielleicht vorab: Wer keine Kinder mag, sollte keine bekommen. Wenn Sie eine Promotion schreiben wollen, sollten Sie wirklich gern schreiben und lesen. Denn darin besteht dann über mehrere Jahre Ihre hauptsächliche Aufgabe. Sie brauchen auch eine gewisse Toleranz für das Alleinarbeiten, denn bei aller Geschwisterlichkeit müssen Sie die Arbeit schon selbst niederschreiben. Wichtig sind dabei auch wirksame Strategien gegen Prokrastination; ich kenne keine Kollegin, keinen Kollegen, die damit nicht zumindest manchmal Schwierigkeiten haben. Ich selbst hatte anfangs ein anderes Thema in Erwägung gezogen, mit dem ich nicht recht warm wurde, und Sie glauben nicht, wie viel Solitaire ich in dieser Zeit gespielt habe. Es ist durchaus keine Schande, wenn es auch Ihnen manchmal so geht – aber Sie müssen dann wissen was zu tun ist, wie Sie aus dem Loch wieder herauskommen. Denn niemand wird merken wie tief Sie drinstecken, wenn Sie es niemandem erzählen.

Die zweite Frage ist, wofür ist eine Promotion eigentlich gut? Sie dauert lang, ist teuer (insbesondere wenn man kein Stipendium und keine Uni-Stelle hat) und zieht sich in der Regel

länger hin als man denkt; und dann liest sie kaum jemand, schon gar nicht komplett. Und sie dauert übrigens deutlich länger als eine Schwangerschaft! Manche denken, so eine Promotion schreibt sich rasch in der Wartezeit zum Referendariat. Das ist, vielleicht bis auf fantastische Einzelfälle, aus meiner Sicht ein Irrtum. Meine Erfahrung ist, dass wirklich interessante Themen regelmäßig 3-5 Jahre dauern, weil sie sich entwickeln und Sie auch Zeit zum Wachsen brauchen. Ihre Betreuungsperson sollte sicherlich darauf achten, dass Sie eher früher als später fertig werden, und Sie dabei aktiv unterstützen und anleiten; aber einen Zaubertrick gibt es eben auch nicht. Und bitte, bitte nehmen Sie die Arbeit nicht mit ins Referendariat. Es klappt nicht. Ich spreche da aus Erfahrung – meiner eigenen und der meiner Doktorschwister.

Ein Dokortitel für das bessere Kanzleigehalt? Fragen Sie sich ernsthaft, ob es Ihnen das wirklich wert ist. Wenn ja, suchen Sie sich ein sehr übersichtliches Thema oder lassen Sie sich eines geben; allerdings ist das dann wohl eher selten ein Thema, das Ihnen wirklich großen Spaß machen wird, und selbst anderthalb bis zwei Jahre sind viel Lebenszeit. Und wer es in noch geringerer Zeit geschafft haben will, muss aus meiner Sicht ein seltenes Genie sein, denn wissenschaftliches Arbeiten kostet schon eine gewisse Zeit, jedenfalls wenn man es selber macht. Lust auf Wissenschaft? Unbedingt! Die Promotion ist der Testlauf für den Rest der wissenschaftlichen Laufbahn, und so anstrengend und unsicher diese weiterhin bleiben wird, für mich ist es der beste Job der Welt. Aber auch andere Jobs sind oft mit Dokortitel interessanter; Sie qualifizieren sich damit z.B. für Leitungsfunktionen in der Verwaltung, aber auch in NGOs, und ich kenne einige in diesem Sektor, die sich heute ärgern, dass sie nie eine Diss geschrieben haben. Selbst wenn Sie in die Praxis wollen, kann es sich daher lohnen. Sprechen Sie mit anderen aus dem Feld, und entscheiden Sie sowohl mit dem Kopf als auch mit dem Herzen.

Die Themensuche

Bei der Themensuche ist die Hauptsache, dass Sie ein Thema finden, das Sie zumindest interessiert, wenn nicht begeistert. Wie gesagt: Sie werden mehrere Jahre damit verbringen. Wenn Ihnen egal ist, was dabei herauskommt, wird das das Schreiben nicht einfacher machen.

Nach der ersten Begeisterung kommt allerdings bei der Recherche des Forschungsstandes dann manchmal der Schock: „Die Arbeit gibt es schon!“ Ich kann Ihnen versichern, dass das in 99% der Fälle nicht stimmt. Es sind schon viele Arbeiten zu Hegels Rechtstheorie oder auch zu sexualisierter Kriegsgewalt geschrieben worden, aber nach meiner Kenntnis war es noch nie der Fall, dass jemand zu einer Frage ein Buch geschrieben hat und danach nie wieder weitere Forschung zu diesem Thema notwendig war. Und es ist andererseits auch wirklich selten, dass man ein Thema findet, über das noch nie jemand nachgedacht hat. Mir sind zudem noch nie zwei Bücher zum selben Thema untergekommen, die wirklich identisch waren. Denn jede und jeder hat seinen oder ihren eigenen Zugriff (jedenfalls wenn es eine gute Arbeit ist), stellt eigene Bezüge her und entwickelt eigene Ideen und Gedanken. Haben Sie

keine Angst vor den Arbeiten der anderen; prüfen Sie, was die wirklich abgedeckt haben, ob Sie damit denn auch einverstanden sind, ob Sie auf den zweiten Blick nicht doch einiges entdecken, was Sie ganz anders machen würden. Und fragen Sie sich, ob die anderen Ihnen nicht dadurch einfach viel Arbeit abgenommen haben, auf die Sie nun mit Ihrer eigenen Fragestellung aufbauen können, ohne die ganzen Grundlagen selbst noch einmal aufrollen zu müssen.

Die nächste Frage ist, wie groß Sie Ihre Arbeit machen wollen. Möchten Sie eine Fallstudie zu einer Theorie machen oder Ihre eigene Theorie entwickeln? Wollen Sie vergleichend arbeiten, interdisziplinär, mit Interviews? Es ist verlockend, sich zu viel vorzunehmen. Behalten Sie Ihr Material im Auge; all das, was Sie verwenden wollen, müssen Sie erst finden, dann lesen, dann auswerten und schließlich analysieren. Bei Bibliotheksbüchern geht das z.B. deutlich schneller als bei Urteilen aus anderen Ländern, die nicht in Datenbanken suchbar sind. Interviews müssen vorbereitet, vereinbart, durchgeführt, transkribiert und dann ausgewertet werden. Haben Sie schon einmal ein Interview geführt? Vielleicht müssen Sie sich auch erst die Methode aneignen. Behalten Sie also auch Ihre eigenen Fähigkeiten im Blick und planen Sie nicht, was eine wirklich tolle Arbeit wäre, sondern was Sie mit Ihren Kenntnissen und Fähigkeiten in vertretbarer Zeit realistisch schaffen können.

Wichtig ist vor allem, dass Sie eine klare Frage haben. Wollen Sie eine These beweisen, eine gängige Annahme überprüfen, die Umsetzung einer rechtlichen Vorgabe in der Praxis untersuchen, ...? Was auch immer Sie sich vornehmen, eine Dissertation sollte kein Handbuch mit dem Titel „Alles zum Thema XY“ sein. Eine klare Frage oder These begrenzt das Material und gibt die Methode vor. Sie hilft Ihnen, bei der Sichtung von all dem, was Sie interessant finden, relevantes von irrelevantem zu trennen – als relevant oder irrelevant *für Ihre Arbeit*. Sie werden später feststellen, dass Sie immer wieder zu den Fragen und Ideen vom Anfang zurückkehren. Schreiben Sie sie also auf und nehmen Sie sie ernst.

Und schließlich braucht es natürlich sehr früh eine ernsthafte Literaturrecherche, um festzustellen, auf welchem Forschungsstand – und bei welchem verfügbaren Material – sie eigentlich ansetzen können. Denken Sie auch schon sehr früh über eine Gliederung nach: Welche Schritte brauche ich, um von meiner Frage zu einer Antwort zu kommen? Und welche brauche ich nicht? Der Weg von A nach B sollte so gerade und so kurz wie möglich sein. Allerdings verpflichtet Sie niemand, die Arbeit auch in dieser Reihenfolge zu schreiben; es kann auch Sinn machen, bei der Forschung mit einem Teil zu beginnen, der in der Darstellung erst später eingeführt werden wird.

Die Betreuung

Die Betreuung könnte immer mehr sein – Mama hat nie genug Zeit. Aber es ist wie bei den Eltern: Laufen lernen müssen Sie alleine, und nur aus eigenen Fehlern lernt man wirklich. Selbständigkeit ist also wichtig. Aber auch Regelmäßigkeit ist wichtig; vereinbaren Sie, wenn möglich, immer wieder kleine Deadlines, zu denen Sie etwas vorweisen müssen, zu denen Sie immer wieder darstellen müssen, wo Sie mit Ihrem Denkprozess stehen. Das Formulieren

hilft beim Klärungsprozess, und das Feedback zeigt Ihnen wie weit Sie eigentlich schon sind – manchmal weiter als Sie dachten. Und wenn Sie das Glück haben, dass Ihre Doktormutter oder Ihr Doktorvater lesebereit ist (was Sie in jedem Fall einfordern sollten!), geben Sie Geschriebenes früh aus der Hand!

Es gibt ganz verschiedene Betreuungsformate: Zweiergespräche, schriftliche Berichte, Colloquien, Kollegs, Arbeitsgruppen, und vieles mehr. Meine Erfahrung, ich sagte es schon, war vor allem das Forschungscolloquium von Susanne Baer. Dort war Diskussionsgrundlage immer die aktuelle Gliederung; das hat mich sehr geprägt. Der Vorteil dieser Art von Diskussion ist, dass Sie beginnen, ähnliche Strukturierungsmöglichkeiten völlig unterschiedlicher Arbeiten zu erkennen. Sie lernen auch vergleichbare Probleme zu sehen, was die Fragestellung, den Zuschnitt, das Material, die Methode angeht, und einen klaren Blick für Ihr eigenes Projekt zu entwickeln. Der Nachteil: Sie sind mit dem Text weitgehend allein. Suchen Sie sich also Hilfe!

Unterstützungsstrukturen

Verlassen Sie sich nicht auf Ihre Betreuungsperson: Bauen Sie sich Strukturen. Für Schwangere gibt es Geburtsvorbereitungskurse und Hebammen, und auch bei der Promotion gilt: „It takes a village to raise a child“! Sprechen Sie andere an und suchen Sie aktiv Rat, auch von anderen Professor_innen (sinnvollerweise in Absprache mit der Betreuungsperson) oder von Ihren Kollegen und Kolleginnen. Eine akademische Familie muss man sich auch schaffen.

Auch hier gibt es viele Formate: Lesegruppen, peer coaching, Schreibwerkstätten, Bibliotheksverabredungen, usw. Ich selbst mache sehr gute Erfahrungen mit dem sog. Erfolgsteam: zwei bis drei Personen, monatliche Updates zu festen Terminen mit anschließendem Feedback und Commitments, und dies bei absoluter Vertraulichkeit, aber mit Protokoll. In einem solchen Rahmen können Sie alles besprechen, was dazu gehört, von der Forschung im engeren Sinne über das, was man „Work-life balance“ nennen kann, bis hin zu den elenden Selbstzweifeln – und den fantastischen Erfolgen!

Sie werden in der Promotionsphase sehr viel über Ihre eigenen Ängste und Zweifel lernen. Eine bekannte Krankheit unter Akademiker_innen ist das *Impostor Syndrome*, also das Hochstaplersyndrom: das Gefühl, dass man hier gar nicht hingehört und es nur noch keiner gemerkt hat. Alle anderen haben viel mehr gemacht, mehr gelesen, sind überhaupt viel schlauer und auch schon viel weiter. Man selbst wird völlig überschätzt, und dieser schreckliche Irrtum wird sich spätestens zeigen, wenn man die Diss abgibt – wenn man sie überhaupt fertig bekommt. Dieses Gefühl kann, vor allem wenn man nicht darüber redet, sehr beklemmend, gar lähmend sein. Suchen Sie sich *peers*, denen Sie soviel von sich zeigen, dass Sie ihnen vertrauen können, wenn die Ihnen ihre Selbstzweifel ausreden und Ihnen Wege aufzeigen, wie Sie aus verfahrenen Situationen wieder herauskommen.

An diesen Herausforderungen wächst man aber auch, vor allem wenn man lernt, dass es den anderen auch so geht (bis auf die gänzlich Größenwahnsinnigen, die dann hoffentlich auch

genial sind) – und dass es in gewissem Maße auch gesund und nützlich ist, an sich zu zweifeln, weil es einen vor Fehlern bewahrt und dazu zwingt, so gut wie möglich zu sein. Idealerweise finden Sie die gesunde Balance zwischen Größenwahn („Meine Arbeit wird bahnbrechend!“) und lähmender Angst („Ich habe nichts zu sagen, und ich kann auch nichts.“). Wenn Sie aktiv ehrliche Kritik suchen, aber auch vertrauensvolle Unterstützungsstrukturen bauen, dann wird Ihnen das gelingen.

Aber man ist eben, trotz aller Netzwerke und trotz der Betreuung, am Ende auch ein bisschen allein damit. Den Weg herauszufinden, das kann Ihnen – genauso wie eine Geburt – niemand abnehmen.

Das Schreiben

Das Hochstapler-Syndrom ist auch das größte Hindernis beim Schreiben und Feedbackholen: die grässliche Angst, dass wenn man etwas herausgibt, alle merken werden, dass man gar nicht so schlau ist wie sie dachten. Aber: Es hilft ja nichts! Ihre Arbeit wird ohnehin publiziert, sonst dürfen Sie später Ihren Titel nicht führen. Also seien Sie lieber schon früh mutig, springen Sie schonmal vom Beckenrand und dann vom Einer, bevor Sie beim Dreier angekommen sind.

Über die Zeit werden Sie Ihren Stil finden. Manche schreiben früh, können das Geschriebene aber manchmal im Rückblick kaum gebrauchen, weil z.B. damals die Frage doch noch gar nicht richtig klar war, oder weil sich der Kontext des Abschnittes so stark verändert hat. Andere lesen jahrelang und schreiben dann sehr spät – das ist natürlich relativ riskant. Sie müssen ausprobieren, was für Sie funktioniert. Schreibworkshops können eine Hilfe sein.

Sie werden auch feststellen, dass die Promotionszeit eine merkwürdige Raum-Zeit-Verzerrung mit sich bringt: Sie kommen von „Ich bin noch ganz am Anfang“ (ca. 2 Jahre) praktisch unmittelbar zu „Ich schreibe das gerade fertig“ (ca. 2 Jahre). Das Fertigschreiben dauert leider deutlich länger als man denkt, selbst wenn man schon alles im Kopf hat. Ich habe schon oft den Wunsch nach einem USB-Ausgang am eigenen Kopf gehört, mit dem man einfach alles in den PC herunterladen kann.

Denn Schreiben ist ein Prozess. Sie werden das Geschriebene immer wieder revidieren, denn Sie lernen ja ständig dazu – jedenfalls idealerweise. Und es wäre ja schrecklich, wenn Sie nach zwei Jahren nicht schlauer geworden wären! Haben Sie also keine Angst davor, dass es anfangs noch nicht gut genug ist. Sie ändern es dann ohnehin. Ganz am Ende muss sowieso noch alles aufeinander abgestimmt und aktualisiert werden.

Aber ganz wichtig: Sichern Sie Ihre Quellen gut! Benutzen Sie von Anfang an eine Literaturliteraturdatenbank, ob Civati, EndNote, BibTeX oder etwas ganz anderes. Setzen Sie ausführliche Fußnoten mit allen Angaben, und eher zu viele als zu wenige – Sie glauben gar nicht, wieviel Arbeit es macht, all diese Bücher in drei Jahren noch einmal zu suchen und durchzugehen, um das nachzutragen, was Ihnen heute völlig klar erscheint, oder was Sie irgendwann nochmal ordentlich machen wollten. Kürzen ist demgegenüber deutlich weniger Arbeit. Schrei-

ben Sie sich auf Ihre Ausdrücke und Kopien kurze Stichpunkte, warum der Text so toll war und streichen Sie dick die großartige Stelle an, die Sie später sicherlich nochmal suchen werden. Informieren Sie sich, welche Möglichkeiten der Daten- und Quellensicherung es gibt, fragen Sie andere, wie die arbeiten. Und halten Sie sich daran, und zwar täglich. Seien Sie nicht die, deren gesamte Dateien plötzlich von einem Trojaner verschlüsselt werden, oder der mit dem Kaffee im Laptop, kurz vor der Abgabe, und der letzte Ausdruck ist von vor drei Monaten.

Aber bedenken Sie auch: Selbst wenn Sie nicht in die Wissenschaft wollen, die Dissertation wird voraussichtlich nicht Ihre einzige Publikation sein. Sie müssen also nicht alles, was Sie wissen da rein schreiben. „Kill your darlings!“ Eine schöne Passage darf nicht deswegen drin sein, weil sie schön ist, oder weil sie mal sehr viel Arbeit gemacht hat, sondern weil sie für den Gang der Arbeit notwendig ist. Und nein, eine halbseitige Fußnote ist auch keine Lösung...

Und schließlich, wenn Sie irgendeine Begründung dafür finden können, warum das für Ihre Arbeit gut ist (und es findet sich immer eine), gehen Sie ins Ausland. Es ist nie wieder so einfach wie während des Studiums oder der Promotion. Sie müssen nur langfristig genug planen, jedenfalls wenn Sie dafür eine Finanzierung brauchen; ein größerer Stipendienantrag hat in der Regel ein Jahr Vorlauf, manchmal mehr. Sie werden andere akademische Kulturen kennenlernen, eine andere Art zu denken und einen anderen Literaturkanon, Sie werden sich selbst in einem neuen Kontext präsentieren müssen und sich dabei vielleicht auch ein bisschen neu kennenlernen. Wenn Sie Glück haben, wird Ihre akademische Familie schnell bi- oder multinational.

Wellness

Und *last but not least*, sorgen Sie dafür, dass es Ihnen gut geht. Und suchen Sie sich eine akademische Familie, die darauf achtet. Es gibt in der Dissertationszeit sehr unterschiedliche Phasen: Input- und Output-Phasen, manische Phasen und depressive Erschöpfungszustände (oder auch einfach nur Erholungsphasen), Freude am Arbeiten und lähmende Zweifel, und immer wieder die böse, böse Prokrastination. Die Dissertationszeit ist auch Lebenszeit, und sie ist zu lang, um einfach nur durchgehalten zu werden. Sie werden damit, aber auch mit Ihrer späteren Arbeit nur dann glücklich werden, wenn Sie lernen, sich nicht kaputt zu machen.

Durch alle Phasen hindurch müssen Sie ein Gleichgewicht finden, das nachhaltig funktioniert, das Sie sozusagen fit hält und mit dem Sie glücklich sind. Und dazu gehören eben nicht nur produktive Schreibtage und hochwichtige Vorträge, sondern unbedingt auch Abende mit Unternehmungen, ziellos verträdelte Wochenenden, Urlaub und Bewegung. Das sind keine zu rechtfertigenden Ausnahmen vom eigentlichen Arbeitsprogramm, die Sie sich am besten mit einem schlechten Gewissen vermiesen, sondern wichtige Bestandteile des erforderlichen Gleichgewichts, das Sie erst befähigen wird, über längere Zeit an Ihrem Projekt zu arbeiten.

Wenn Sie darauf achten, wird es eine tolle Zeit, die Sie intellektuell und persönlich weiterbringen wird, in der Sie sich besser kennenlernen werden und in der Sie wachsen werden. Und am Ende können Sie dann wirklich stolz auf sich sein. Und das wird sich sehr, sehr gut anfühlen.